

Das Unbehagen am Städtebau wurde in den vergangenen Jahren wiederholt und eindringlich artikuliert. Städteplaner, Soziologen und Politiker haben – nicht selten in selbstkritischer Weise – Fehlentwicklungen aufgezeigt und Vorschläge für einen «neuen Städtebau» in die Diskussion eingebracht. Auch der Deutsche Städtetag, Spitzenverband jener «kranken» Objekte, hat sich mit seinem Appell *Rettet unsere Städte jetzt* (1971) und mit seinen *Wege zur menschlichen Stadt* (1973) daran beteiligt. Die Auseinandersetzung um die «menschliche Stadt» – was immer man im Detail darunter verstehen mag – bezieht immer mehr die Stadtzentren ein. Das Interesse an diesen organisch gewachsenen Strukturen, an ihren historischen Gebäuden und Proportionen hat sich – als Reaktion auf den derzeitigen Zustand – in erfreulichem Maße verstärkt. Denn im Zuge der fast konsequent durchgesetzten Trennung von Wohnen, Arbeiten und Freizeit – worin viele einen Hauptgrund für die Misere des Städtebaues sehen – wurde dem Stadtzentrum immer mehr die Funktion des Dienstleistungsbereiches zugewiesen. Die Wohnbebauung mußte zugunsten von Geschäftsbauten zurückweichen, die aus der Citybildung resultierende Eskalation des Individualverkehrs ging ebenfalls meist auf Kosten vorhandener Wohnbebauung und integrierter Sozialstruktur; schließlich entspricht der Standard der vorhandenen Substanz meist nicht den Anforderungen des derzeitigen Wohnkomforts.

Die Stadt ist heute jedoch nicht nur *unwirtlich*, sondern auch einseitig ökonomisch geworden. Ihre Funktion scheint sich weitgehend auf das Anbieten und das Umsetzen von Dienstleistungen und Waren zu erstrecken und sich gleichzeitig darin zu erschöpfen. Zwar ist der Markt heute wie in der Vergangenheit wesentlicher Bestandteil der Stadt; das ökonomische Prinzip hat sich jedoch – dies stellt auch der Deutsche Städtetag in seinen *Wege(n) zur menschlichen Stadt* fest – den Zielen der «menschlichen Stadt» unterzuordnen.

Bei den Überlegungen über die Neugestaltung der Städte, insbesondere ihrer Kerne, sind die Faktoren zu berücksichtigen, die in ihrer Summe das Wesen der urbanen Stadt ausmachen. Einer ihrer wesentlichen ist die Kommunikation, verstanden als ein umfassender Vorgang, bei dem Einzelpersonen oder Gruppen mit anderen Individuen oder Gruppen in Kontakt treten und sich in unterschied-

lichster Weise äußern, mit dem Ziel, eine bestimmte Wirkung zu erreichen.

Kommunikation vollzieht sich in der Privatsphäre und im öffentlichen Raum. Während gegenwärtig der Bereich des Privaten sehr stark dominiert, findet Kommunikation in der Öffentlichkeit immer weniger statt. Städtisches, urbanes Leben kann sich jedoch nur dann entwickeln, wenn zwischen den Polen «Privatheit» und «Öffentlichkeit» ein ausgewogenes Verhältnis besteht. Wenn es heute vielen Städten an Urbanität mangelt, dürfte das vor allem daran liegen, daß Möglichkeiten zu öffentlicher Kommunikation gar nicht erst geschaffen oder zerstört worden sind.

Kommunikation steht in einem engen Zusammenhang mit der Vermittlung von Informationen. Stadtentwicklung und Stadtsanierung hätten deshalb diesen beiden Bereichen erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken und die Schaffung öffentlicher Räume (auch im Sinn von freien Plätzen) und Einrichtungen zu realisieren, die diesen Bedürfnissen gerecht werden.

Verkehrsfreie Straßen und Plätze – Fußgängerzonen –, zu denen sich die Kommunen in zunehmender Zahl entschließen, können wesentlich zur «urbanen Qualität» einer Stadt beitragen. Allerdings sollten sie nicht ausschließlich – was jedoch für die Entscheidung dafür oder dagegen oft ausschlaggebend zu sein scheint – unter ökonomischen Gesichtspunkten der Umsatzsteigerung des Handels und der Dienstleistungsbetriebe gesehen werden. Allzuleicht werden sie sonst zur bloßen Konsumstimulanz degradiert anstatt die Möglichkeit zu geben, «Öffentlichkeit» zu erleben.

Zur Intensivierung öffentlicher Kommunikation und Informationsvermittlung sind weitere Überlegungen und Maßnahmen notwendig. Eine davon könnte das in der Vergangenheit immer wieder genannte – und auch praktizierte – städtische Bürgerhaus als Informations-, Kommunikations- und Kulturzentrum sein. Soweit beobachtet werden kann, beschränken sich entsprechende Vorschläge und Vorhaben auf die additive Zusammenfassung verschiedener vorhandener Institutionen unter dem Gesichtspunkt rationeller und multifunktionaler Nutzung von Räumen und Einrichtungen unter weitgehender Wahrung ihres institutionellen Eigenlebens. Wenn hier einige Aspekte solcher Konzepte behandelt werden, geschieht dies weniger unter dem Blickwinkel der Addition, als viel-



Ist es ein Wunder, wenn so geschaffenes kindliches Unbehagen ein ganzes Leben lang nicht mehr überwunden werden kann und zur lebenbegleitenden Aggression wird? . . .

mehr unter dem Gesichtspunkt der Integration der vorhandenen Einrichtungen und der Erweiterung der Aufgabenstellung eines solchen Zentrums, dessen Träger die Kommune sein müßte.

Hauptaufgabe dieses Zentrums, das seinen Standort im geographischen Zentrum seines Einzugsbereiches, wobei hier an die Einwohnerzahl einer Mittelstadt gedacht wird haben müßte, sind Information und Kommunikation. Information auf der Ebene der Stadt erfolgt heute zum großen Teil durch die Erwachsenenbildung (Volkshochschulen), durch die kommunalen Bibliotheken und durch die städtische Öffentlichkeitsarbeit. Diese Einrichtungen hätten ihren gemeinsamen Platz in diesem Zentrum, wobei der Volkshochschule das Schwergewicht «Erwachsenenbildung» und den Bibliotheken das der «Bereitstellung von Medien» zuzuweisen wäre. Die Arbeit beider Institutionen wäre organisatorisch und fachlich weitgehend zu integrieren und aufeinander abzustimmen. Ihre sachliche und personelle Ausstattung ist heute weitgehend unzulänglich. Der Erwachsenenbildung wäre u. a. die Beschäftigung mit Bildungsbenachteiligten und Randgruppen in verstärktem Maße zu ermöglichen und das Angebot der Biblio-

theken hätte sich neben Büchern auch auf audiovisuelle Medien (Tonträger, Dias, Filme u. a.) in ausreichendem Maß zu erstrecken. Im einzelnen wird auf hierzu erarbeitete detaillierte Gutachten verwiesen (*Bibliotheksplan 1973*, Gutachten der kommunalen Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung: *Die öffentliche Bibliothek 1973*, *Ausbauplan der Volkshochschulen in Baden-Württemberg*, 1974). Die Erweiterung der Aufgabenstellung eines solchen Zentrums hätte in der Weise zu erfolgen, daß dort sämtliche die Stadt betreffenden und für einen Bürger relevanten Daten und Informationen erhältlich sind. Hier wäre zumindest über Planungen (Bebauungspläne, Sanierungen, Sozialpläne) zu informieren. Es würde zu weit führen, wollte man hier näher auf die Mitwirkungsmöglichkeiten der Bürger eingehen. Ein «Bürgerberater» hätte hier seinen Platz, der in kommunalen Fragen Auskunft gibt und «Anlaufstelle» für Beschwerden sein könnte. Ferner müßte anhand der Sitzungsniederschriften (und in anderer Form) eine Unterrichtung über Gemeinderatsbeschlüsse erfolgen; ebenso könnten sich beispielsweise Gemeinderäte zu Gesprächen mit Bürgern zur Verfügung stellen. Der Aufgabenkatalog ließe sich

noch erweitern; hier können nur einige Punkte angerissen werden.

Ein solches Zentrum hätte auch eine umfassende öffentliche Kommunikation zu ermöglichen; es wäre ein Ort – wenn auch ein zentraler – an dem «Öffentlichkeit» stattfindet. Ob darin besondere «Altentagesstätten» und «Jugendräume» angeboten werden sollen oder ob eine Integration von jung und alt sinnvoll und möglich ist, soll hier nicht erörtert werden. Das Zentrum sollte jedoch Räume und Gelegenheiten sowohl für feste als auch für informelle Gruppen bieten. Darüber hinaus wären organisatorische und technische Hilfestellungen zu bieten (etwa Vervielfältigungs- und Fotokopiergeräte, Schreibmaschinen).

Die Möglichkeiten dieses Zentrums dürften sich nicht in «veranstalteten» Angeboten erschöpfen, sondern es hätte Spielraum für Eigeninitiative und

zu spontaner Aktion zu lassen. Hier könnte auch ein Teil dessen stattfinden, was bisher als «kommunale Kultur» abläuft, jedoch weniger im Sinn von reproduzierendem Kulturkonsum eines meist elitären Kreises, sondern als im egalitären Sinne aufgefaßte kreative, eigenschöpferische Betätigung.

Eine solche Einrichtung erfordert neben erheblichem finanziellem Aufwand zweifellos mehr als bisher: Phantasie, neue Ideen, das Experiment – und bei den Kommunen auch eine Aufgeschlossenheit für neue Aufgaben. Das unter diesen Voraussetzungen möglicher- (und wünschenswerter-) weise sich entwickelnde Bewußtsein wird in seine Reflexion auch den (kommunal-)politischen Raum mit einbeziehen. Doch dies sollte im Interesse einer demokratischen Gesellschaft ohnehin das erste Ziel sein.

Städtebilder

Willy Leygraf

Das Bild einer Stadt –. Silhouette, Kontur, auf das Charakteristische reduziert: Kirche, Schloß oder Burg; Berg und Fluß; Brücken, Mauern und Tore; das Hochgericht. So einfach war das für BRAUN und HOGENBERG, für MERIAN. Über das Städtische gab es keinen Zweifel: Die Siedlung hatte Stadtrecht – oder eben nicht. Und allein schon wegen dieses Rechts war sie Stadt – oder eben nicht. Residenz- oder Reichsstadt, Ackerbürgerstadt oder Handelsmittelpunkt, das machte wenig Unterschied. Mauern und Tore waren wichtig als Abschluß und Abwehr nach außen.

Stadtluft macht frei; jedenfalls diejenigen, die von Rechts wegen an ihr teilhaben. Frei vor allem von der Leibeigenschaft. Aber nicht vom Zwang der Zünfte, nicht von der Gliederung des Oben und Unten nach Stand und Besitz. Und abends wurden die Tore geschlossen: So offen und zugänglich, so sehr Angebot der Freiheit für jedermann waren sie nun auch wieder nicht, diese Städte, deren charakteristische Umrißlinien MERIAN, BRAUN und HOGENBERG überliefert haben.

Die gebildeten Reisenden des 17., des 18. und 19.

Jahrhunderts haben wenig nach einer Topografie des Städtischen gefragt. Ihnen waren die Akzente wichtig, die Besonderheiten und Höhepunkte im Bild der jeweils einzelnen Stadt: die Dome und Plätze, Architektur und Kunst von Rang, das, was man heutzutage Sehenswürdigkeiten nennt. Wenn sie einen Blick aufs Detail geworfen haben, ist selten mehr als ein Genre-Bild entstanden. Das meiste blieb subjektive Beschreibung des Inventars, Ab-schilderung eines Bestands ausgewählter Kulissen. Wer fragte und fragt schon danach, wie und wovon und warum eigentlich die Leute in den Städten leben. Warum und wie sie hergekommen sind. Wer ihnen Hoffnungen machte und wer diese Hoffnungen wieder zerschlug. Städtebilder, die auf Genauigkeit und Vollständigkeit der Wiedergabe aus sind, haben nur selten viel vorzuweisen an Schönheit, Kunst und Berühmtheit. Städte und ihre Bewohner sind in aller Regel sehr alltäglich. Wunder und Abenteuer bieten sie höchstens für den Reisenden, der ganz wo anders zuhause ist. Oder für den, der all seine Hoffnung gerade auf diese Stadt vorausgeworfen hat.